

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Ein heiliger Abend [Schluss]
Autor: Engell-Günther, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

daß ein Lämpchen aufstauchte, um unsern Heimweg liebevoll zu erhellen.

Und dunkel blieb's auf dem „Kahn“. Doch das Rätsel ist rasch gelöst. Der Dynamo auf dem neurestaurierten Schiffe funktioniert nicht, und so heißt's eben, ohne Licht gen Neapel ziehen. Einige Kerzen beleuchten wehmütig den bald versiegenden Bierchank . . . Es ist eben alles vergänglich.

Eine fröhliche Gruppe, die sich trotz der Dunkelheit nicht beirren läßt, hat sich am Kiel hinten niedergelassen, und bald ziehen die Weisen eines kräftigen Chores übers Wasser hin. Je fröhlicher den Sängern zu Mute, desto trauriger die Lieber. Schweizer und Deutsche sind darin gleich. Nicht das älteste Volkslied wird verschmäht.

Schon sind wir vor Ischia. —

Unser Schiff zieht eine lange Bahn, die eitel Gold zu sein

scheint — flüssiges Gold. Es beginnt ein Meerleuchten, so schön, so intensiv, wie ich es selten gesehen habe. Der kleinste Wellenkamm, die mindeste Bewegung des Wassers, durch das Schiff erzeugt, ist phosphoreszierend. Erst kurz vor dem Hafen von Neapel erlischt die flüchtige Pracht.

Schwarz wie ein Geisterschiff zieht unsere Lichterarme „Napoli“ durch den Golf von Neapel. Uns verdrießt's nicht. — Wir genießen so das nächtliche Panorama, Neapel mit seinem Lichtermeer, das sich vom Vesuv bis zum Posilip erstreckt, noch viel besser.

Um Mitternacht laufen wir im Hafen ein, und jeder eilt nach achtzehnstündiger Tour seiner Behausung zu. Müde sind alle, aber befriedigt durch das Bewußtsein, einen herrlichen, unbergeßlichen Tag genossen zu haben.

Emil Gaeng, Neapel.

Ein heiliger Abend.

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.

Skizze aus meinem Leben. Von J. Engell-Günther.

(Schluß).

Trotz der allgemeinen Unruhe bequemte man sich indessen endlich, das Mittagessen einzunehmen, womit ich doppelt zufriedener war, einesseits, um den durch die Reise geschärften Appetit zu befriedigen, und andererseits, um dem nutzlosen Sammern und Hin- und Herreden wenigstens für einige Zeit zu entkommen. Zu meiner Erleichterung zog sich nach Tisch jedermann zur gewohnten Siesta in irgend einen stillen Raum zurück, und so durfte ich mich in das kleine Gemach begeben, das man mir bestimmt hatte. Durch dessen geöffnete Fenstertüren gewann man einen herrlichen Ausblick auf das bewaldete Gebirge mit seinen malerischen Gruppierungen von lieblichen Thälern und schroffen Höhenzügen. Indessen ließ mich die Ermüdung doch bald vorziehen, mich auf das Bett zu werfen, das nach Landesart nur in primitiver Form hergerichtet war. Allein kaum im Begriff, für eine Weile einzuschlummern, wurde ich plötzlich wieder ganz wach gerufen, da eine dunkle Gestalt mit Hastigkeit zu mir hereinstürzte, sich schluchzend vor mir zu Boden warf und mich in beweglichen Ausdrücken um Hilfe und Vermittlung anflehte. Immerhin dauerte es ziemlich lange, bis ich verstand, um was es sich handelte; aber endlich begriff ich doch, daß sie, die Sklavin Corinna, das spezielle Eigentum der Donna Veridiana, einen Dienst von mir erbat. „O Senhora Donna,“ rief sie, „ich habe der verstorbenen Mutter, meiner Herrin, versprochen müssen, ihre Tochter, die Donna Veridiana, nie zu verlassen, — nicht bei Tage oder bei Nacht, nicht im Leben oder im Sterben, und ich habe mein Wort halten wollen, gewiß! . . . Wie sollte ich nicht? . . . Muß man nicht den Toten seine Versprechungen erfüllen? . . . Sie möchten uns sonst am Throne Gottes verklagen! . . . Aber, sehen Sie, Senhora, ich wußte damals nicht, was es bedeuten will, wenn man selbst Mutter wird! . . . Nun konnte ich doch mein Kind nicht hier zurücklassen, um mit der Senhorinha zu gehen, besonders da sie meiner nicht mehr bedarf. . . .“ Ich wunderte mich, warum Corinna nicht versucht hatte, ihr Kleines mit sich zu nehmen; doch hütete ich mich wohl, diesen Gedanken auszusprechen, weil ich wußte, daß man ihn mir leicht als eine absichtliche Verführung einer Sklavin zur Flucht hätte auslegen können. Und sie, als ob sie meine Gedanken erraten habe, fuhr fort: „Sie müssen wissen, Senhora, daß ich meinen Sohn nicht forttragen kann, ohne daß man es bemerkt. Die kleinen Schwarzen sind hier sämtlich unter der Aufsicht der alten Severa, und die Neger sind angewiesen, keine Negerin außerhalb der Pfähle, die den Hof des Rancho (Schuppens) einschließen, zu dulden. Wäre es mir vielleicht auch gelungen, mich heimlich mit ihm zu entfernen, so würde man mich doch wahrscheinlich eingeholt haben, weil ich mit dem schweren Kinde nicht schnell fortgekommen hätte, und dann wäre mir eine sehr grausame Bestrafung gewiß gewesen. Ueberdies wollte auch Donna Veridiana meine weitere Begleitung durchaus nicht.“ — „Warum nicht? Sie braucht also deine Dienste nicht mehr?“ fragte ich, und Corinna antwortete: „Nein, leider nein! Und das Kind wollte sie erst recht nicht in ihrer Nähe dulden. Es ist wahr, es ist so!“ — „Was, Corinna, du weißt also, wohin Donna Veridiana sich begeben

hat? Wo ist sie?“ rief ich fast atemlos vor Aufregung. „Ich denke wohl,“ sagte sie mit Stolz. „War ich denn nicht ihre einzige Vertraute? Und ich habe gewiß nichts verraten! . . . O nein, so dumm bin nicht!“ — „Die Eltern sind aber jetzt in großer Sorge um sie! . . . Da werden sie doch die Wahrheit erfahren müssen!“ verzetzte ich. „Freilich, darum gab mir die Senhorinha ja den Brief für ihren Vater, in den sie alles hineingeschrieben hat, bevor sie ging. Als ich die richtig in den Händen des Padre Crispiniano sah, wissen Sie, der immer ihr Beichtvater gewesen ist, da mußte ich wohl umkehren.“ — „Wie? . . . Des Padre Crispiniano, sagst du? . . . Will der sie denn nun verheiraten? . . . Und warum muß das so heimlich geschehen? . . . Ist es denn eine so unpassende Partie? . . . Und wenn das der Fall ist, wie kann denn der Padre sich dazu hergeben, solch ein Bündnis zu schließen?“ — Corinna schüttelte den Kopf, da sie wahrscheinlich nicht recht begriff, was ich meinte. „Unpassend?“ wiederholte sie. „O nein, der Padre muß es ja wissen! . . . Und ich denke, es muß wohl eine Ehre sein, sich mit Gott selbst zu vermählen; ja, ich habe es gehört, als der Padre zu der Senhorinha gesagt hat: Dein Bräutigam, der Herr Christus, der wie Gott selbst ist, erwartet dich, und wenn du ihm in allem gehorcht wie bisher, wirst du sehr glücklich werden. . . . Gewiß, Senhora Donna, so hat er zu ihr gesprochen!“

„Gut, Corinna, ich weiß nur nicht, was ich dabei thun soll!“ Was wünschst du nun eigentlich von mir? Wenn die Senhorinha, wie es scheint, ins Kloster gehen will, kann ich sie doch nicht davon abhalten?“

„Das meine ich auch nicht!“ versicherte sie lebhaft. „Was läßt sich thun, wenn die Hochzeit mit dem Herrn Christus schon gefeiert ist? . . . Und weil er selbst Gott ist, wird er sie schon vor Unheil zu schützen wissen. Nein, Senhora Donna, die arme Corinna will Ew. Gnaden nur bitten, ihre Madrinha (Patin) sein zu wollen, damit sie nicht mit der Peitsche gestraft werde, weil sie der Senhorinha fortgeholfen, bis die Reiter sie dem Padre Crispiniano abgeliefert hatten, die von diesem geschickt waren. Darum frage ich Sie, Senhora Donna, ob Sie nicht“ — und sie warf sich mir wieder zu Füßen — „bei Senhor Gabrielo für mich sprechen wollen, und ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, Senhora Donna; denn er wird sehr böse sein.“ — „Was ich thun kann, soll gern geschehen, Corinna!“ verzetzte ich. „Und ich hoffe, daß es dir nützen wird.“ — Kannte ich doch die hier herrschende Sitte, auf die Fürbitte einer freien, anständigen Person einem Sklaven die Strafe zu erlassen, wenn sie auch leider bei spätern Veranlassungen nachgeholt wurde. — „Danke, tausend Dank, Senhora Donna!“ rief die Negerin. „Aber, Senhora, das ist noch nicht alles. Sie müssen auch die große Güte haben, mir den Brief zu schreiben, den ich leider in der Angst und Aufregung verloren habe.“ — „Wie? Was für einen Brief, Corinna?“ — „O, Senhora Donna, ich meine den Brief, den die Donna Veridiana mir für ihren Vater gegeben hat. . . . Ich muß ihn unversehens herausgerissen haben,“ — sie zeigte ihre leere Tasche — „und . . . sehen Sie. . . nun ist er fort!“ —



Bei den „Bigtrees“ (Kaliforn. Mammutbäumen). Abb. 1 (Phot. R. Senn).

„Sehr schlimm!“ gab ich zu. „Aber ich sehe nicht, wie ich da helfen soll.“ — „Nicht? Oh, Senhora Donna, Sie können doch schreiben, nicht wahr?“ — „Gewiß kann ich das; allein . . .“ — „O, ich wußte es ja,“ unterbrach sie mich eifrig. „Da bitte ich Sie, machen Sie mir so einen Brief wie der verlorene gewesen ist, damit ich ihn dem Herrn Gabrielo geben kann. Sie werden mich dadurch aus großer Not erretten, Senhora Donna!“ — Es that mir wirklich leid, dem armen Geschöpf hierin nicht dienen zu können. Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist unmöglich, Corinna, weil ich gar nicht weiß, was Donna Veridiana an ihren Vater geschrieben hat, und dazu würde er ja auch gleich erkennen, daß es nicht die Handschrift seiner Tochter sei. Außerdem könnte es deine Sache nur verschlimmern, wenn man dir auch noch einen Betrug zum Vorwurf machen dürfte.“ — „Dann helfe mir Gott!“ schluchzte sie und wollte sich durch kein Zureden beruhigen lassen. Inzwischen hatte das Geräusch unserer nach und nach lauter erhobenen Stimmen, das bei der hier gebräuchlichen leichten Bauart der Wohnungen und den meist offenstehenden Thüren bald Aufmerksamkeit erregte, vor allem die Kinder und später auch die erwachsenen Familienglieder herbeigezogen. Man erkundigte sich nun, schalt und schrie durcheinander, bis ich mich ganz betäubt fühlte und beinahe meinen Instern verwünschte, der mich heute in diesen Kreis geführt hatte. Als ich indes gerade recht trost- und ratlos um mich schaute und mich umsonst bemühte, einen gescheiten Gedanken zu finden, durch den es mir möglich werden könnte, die fast unerträgliche Aufgeregtheit der ganzen Hausgenossenschaft nur einigermaßen zu beschwichtigen, fiel mein Blick auf einen schnell von draußen herzufliehenden Neger, in dem ich nicht allein den

Pai Antonio erkannte, sondern in dessen hoch erhobener Hand ich auch einen Brief sah, dessen Identität mit dem von Corinna verlorenen mir keinen Augenblick zweifelhaft schien. Ich machte den Senhor Gabrielo darauf aufmerksam, und da dieser sich dann sogleich zurückzog, um das Schreiben zu lesen, das in der That von seiner Tochter an ihn gerichtet war, vermochte ich der Donna Felzabella die Bitte um Begnadigung der Negerin vorzutragen, die sofort den gewünschten Erfolg hatte, und zwar vielleicht gerade, weil man Ausländern gegenüber sich gern von der besten Seite zeigte.

Allmählich legten sich dann die Wogen des Tumults, und mein kleines Zimmer wurde wieder still und einsam. So hatte ich Muße, das Erlebte zu überdenken, und die schlimmen Folgen vieler Ungerechtigkeiten standen mir nun nur zu klar vor Augen. Unwillkürlich beklagte ich sie alle, die Sklaven und die Sklavenbesitzer, aber vor allem die arme Veridiana. Ich kannte sie vielleicht besser als alle übrigen, da sie mehrere Jahre unter meiner Obhut gelebt hatte. Nach meiner Ansicht war sie nicht besonders begabt gewesen, etwas langsam zum Verstehen, aber von reinem, ehrenhaftem Sinn und zu jeder guten Anstrengung geneigt. Sie hatte stets eine Ehre darin gesucht, keinen Tadel zu verdienen und jede Pflicht redlich zu erfüllen; aber sie bedurfte der Anregung und Führung, da es ihr an Energie fehlte, sich selbst Aufgaben zu stellen. Deshalb war sie scheu, unsicher und anscheinend oft gleichgültig gewesen; aber — man hätte sie für die edelsten Aufopferungen begeistern können, und das gerade hatte man nun zu ihrem Unglück benutzt! — Oder war es nicht ein Unglück, in so jungen Jahren zu dem geisttötenden Einerlei der nur mit Gebet ausgefüllten Klostergefängenschaft verurteilt zu werden? — Wie bald würde der kurze Hauch, in

den sie jetzt künstlich verfezt worden war, verfliegen und sie sich dann in der entsetzlichen Oede allein finden! — Oder vielleicht mochte sie in kurzem so verwirrt und um alle gesunde Empfindung gebracht werden, daß sie ganz abgestumpft, selbst zum Begreifen ihres Zustandes unfähig sein würde; und — traurig genug — man mußte, gestand ich mir, ihr eigentlich dieses Los sogar wünschen!

Es war bereits dämmerig geworden, als ich aus meinem Sinnen erweckt wurde. Obgleich diese Jahreszeit hier die längsten Tage bringt, verbarg sich die Sonne doch schon früh hinter dem steil aufragenden Felsen, an den das Wohnhaus nach der Westseite zu gelehnt stand, und jetzt wälzten sich schwarze Wolken von Norden (d. h. vom Aequator) daher; der Donner grollte stärker und stärker, und zackige Blitze fuhren an den seltsam beleuchteten Gebirgsformen dahin oder schoffen wie feurige Riesenschlangen mit grellem Schein ganz nahe vor mir zur Erde nieder. Ich sah dem Toben der Elemente fast ohne Erregung zu; die eigentümliche Größe der Natur dünkte mich weniger fremdartig und seltsam, als das verständnislose Erreben der Menschen. Ich fand mich im Augenblick beinahe wohlthruend berührt durch die augenscheinliche Macht der rasenden Kräfte und Gewalten, denen wenigstens alle Geschöpfe gleichermaßen unterworfen sind. . . . Dann zogen die verschiedenen, in der Heimat im Kreise lieber Eltern und Angehörigen verlebten Weihnachtsabende an mir vorüber, und es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich nun schon so lange inmitten einer fremden Nation wandelte, deren Sprache, Sitten und Anschauungsweise uns nie ganz vertraut werden können. . . . Und ich fragte mich, ob es nicht genug sei, dergleichen zur Bereicherung des Wissens und zur bessern Entwicklung des Wesens kennen gelernt zu haben . . . besonders da es doch auch hier nicht leicht war, ein Weniges über das Notwendigste durch redliche Arbeit zu erwerben.

Mein Grübeln wurde unterbrochen, da man mich in den Salon zum Thee rief. Hier wurde mir dann der Sohn des Hauses, Senhor Odoardo, ein kaum fünfzehnjähriger, aber recht selbstbewußter Knabe, vorgestellt, der schon vor dem Gewitter zurückgekehrt war und verschiedene Briefe mitgebracht hatte, weil ihm die betreffenden Boten begegnet waren. Ich erfuhr nun, daß der Padre Crispiniano es seiner Würde angemessen gefunden hatte, selbst an Senhor Gabrielo zu schreiben, um ihm anzuzeigen, daß er sich für verpflichtet gehalten habe, den frommen Neigungen der Donna Veridiana die rechte Befriedigung zu schaffen, wie es Gott und Menschen angenehm sein müsse. Er hatte die Senhorina also in das Kloster der Heiligen Jungfrau vom Berge Carmel, zu der würdigen Aebtissin Mutter Theodosta gebracht, wo sie den Schleier zu nehmen gedenke, sobald ihr Noviziat beendet sein werde.

„Da könnten Sie, Senhor Gabrielo, als Vater doch wohl noch Einsprache thun?“ sagte ich. „Donna Veridiana steht als minderjährig doch unter Ihrer Gewalt?“ — „Was kann mir das helfen,“ erwiderte er traurig, „gegenüber der kirchlichen Macht? . . . Ich weiß leider zu sicher, daß alles, was ich thun könnte, vergebens sein würde.“ — „Ich verstehe nur nicht, weswegen dem Padre so viel an der Sache gelegen sein kann. Sollte er Ihnen nicht vielleicht eher dienen wollen, um das Mädchen wieder zu befreien, vorzüglich, wenn sie, wie zu erwarten ist, bald Lust haben sollte, zurückzutreten?“ — „O Senhora Donna, ich, im Gegenteil, verstehe es nur zu gut. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß meiner Tochter mütterliches Vermögen ziemlich bedeutend ist? Und der Padre Crispiniano ist der Vormund meiner ersten Frau gewesen, so daß er den Stand der Dinge sehr genau kennt, während ich gar nicht mehr an diese Sachlage dachte. Nun wird man das Kind natürlich ganz betäuben, daß es selbst verlangt, in ihren Händen zu bleiben. Der Padre und die Aebtissin sind



Bei den „Bigtrees“ (Kaliforn. Mammutbäumen). Abb. 2 (Phot. R. Senn).



Bei den „Bigtrees“ (Kaliforn. Mammutbäumen). Abb. 3 (Phot. K. Senn).

darin sicher vollkommen einverstanden, und ich werde also binnen Jahresfrist das Gut herausgeben müssen, obgleich das alles nur zum Unheil des Mädchens dienen kann. Die beiden werden sich in den Raub teilen und sich gar ein Privatvergnügen damit machen, wenn es auch natürlich heißen muß, daß Veridiana ihr Vermögen der Heiligen Jungfrau schenkt. . . . Ja, es ist ein Spott und Hohn, wenn ich denke, daß weder die irdische noch die himmlische Jungfrau kaum jemals ein Wort davon wissen kann, was in ihrem Namen geschieht!“ — „Um Gott, reden Sie nicht so, Senhor Gabrielo!“ rief hier Donna Felizabella entsetzt, und der bekümmerte Mann schwieg wirklich, da er sich sagen mochte, daß man dergleichen in Gegenwart der Kinder nicht hören lassen dürfe, ohne Anstoß zu erregen.

Der zweite von Senhor Odoardo überbrachte Brief war übrigens zu meinem nicht geringen Erstaunen für mich. Ich empfing dadurch die Nachricht, daß mein Mann ganz unerwartet von seinem bisherigen Posten abberufen und vorerst nach Sao Paulo zurückbeordert worden war, wo er bereits angekommen sei, sich aber nur kurze Zeit aufhalten könne, weswegen er mich ersuche, wenn irgendmöglich, sofort zu ihm nach Hause zu kommen, und natürlich wünschte ich nun sofort abzureisen, trotzdem es bereits sieben Uhr abends und folglich schon völlig finster war. Dazu prasselte der Gewitterregen noch immer, so daß die ohnehin schlechten Wege gewiß arg durchweicht und stellenweise unpassierbar sein mußten. Meine Ungeduld war aber zu groß, als daß ich nicht froh gewesen wäre, die Leute ganz geneigt zu finden, den bewußten Ochsenkarren, und zwar jetzt mit sechs Wieberkäuern bespannt, mir zur Verfügung zu stellen. Durfte ich doch bei diesem Wetter

und bei solcher Finsternis nicht daran denken, reiten zu wollen. Es blieb daher nichts übrig, als mich mit meinen vier kleinen Schülerinnen in dem viereckigen Kasten, der außer etwas Heu und einigen groben Decken nicht die geringste Bequemlichkeit darbietet, auf die beschwerliche Reise zu begeben. Bald war unser geringes Gepäck wieder aufgeladen, und wir kletterten ihm nach. Die ganze Familie stand vor der Veranda des Landhauses versammelt, während einige durch die Neger an Stangen empor gehaltene Windlichter sie spärlich beleuchteten. Jedes reichte uns noch die Hand zum Abschied, während freundliche Worte gewechselt wurden. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und nur einzelne große Tropfen fielen noch, als man die Ochsen durch laute Zurufe zum Anziehen ermunterte. Mehrere Neger sprangen mit Stöcken voran, um sie zu führen, und dann ging es polternd und kreischend, wie es solchem Fuhrwerk einmal eigen ist, die Anhöhe hinunter. Bevor wir indes den Umkreis des Gehöftes verließen, mußten wir an dem Schuppen vorüber, in dem die Sklavenkinder verwahrt gehalten wurden, von denen die meisten zu dieser Stunde wohl schliefen. Doch hörte man noch etwas Leben in dem langen, niedrigen Raum. Wir fuhren gerade so langsam, daß man kaum eine Bewegung merkte, und eben, als ich in der Dunkelheit scharf hinblickte, stürzte eine Negerin mit ihrem Kinde auf dem Arm zu uns heraus und rief den Pai Antonio an, ihr entgegenzukommen, was er auch that.

„Amarme deinen Sohn, bevor du gehst!“ sagte sie, indem sie ihm den strampelnden Kleinen hinreichte. „Du siehst, er sehnt sich nach dir, du guter Mann! Du bist doch der einzige Freund, den die arme Corinna hat . . . Ja, wenn du mich heute nicht gerettet hättest . . .“ „Dann würde es ein Unglück gegeben

haben!" unterbrach er sie mit scharfer Betonung; „aber Gott hat es nicht gewollt, daß . . . nun, daß ich einen Mord beging. Die Heilige Jungfrau hat uns geholfen!" — „Wie, was sagst du?" rief die Negerin mit Entsetzen; doch Pai Antonio fuhr ruhig fort: „Nun, was wäre es Großes gewesen? . . . Ist es nicht schon tausendmal geschehen und wird noch tausendmal kommen . . . Meinst du, ich hätte es ruhig ansehen können, daß man dir die Kleider herunterriß und dich an den Schandpfahl band, um dich auszupeitschen? . . . Meinst du, ich hätte dein Blut fließen, deinen Körper zerreißen sehen und dein Jammergeschrei hören können, ohne in Empörung zu geraten?" — „O schweige, schweige!" rief sie, indem sie ihn umarmte. „Ich schaudere, wenn du so sprichst; aber siehst du, man muß an solche Dinge nie denken, gar nie sie sich vorstellen . . . Wie sollte man sonst leben? . . . Und wir können's doch nicht ändern!" — „Wir wohl nicht; aber . . . vielleicht einmal der Kleine da, wenn er groß und klug geworden ist. Die Zeiten ändern sich . . . und warum sollte unser Knabe nicht dereinst ein Befreier, ein Held werden?" Schon lachte er wieder. „O, scherze nicht!" rief sie. „Ich bin heute nacht sehr in Sorgen um dich! Weg und Wetter sind so schlimm!" . . . „Gar nicht nötig!" meinte er. „Solche Kleinigkeiten haben nichts zu bedeuten. Du weißt ja, ich habe immer Glück. Die heilige Jungfrau beschützt mich!" Er gab der Mutter das Kind zurück, und da sie nun meine Teilnahme bemerkt hatte, sagte sie, mir den kleinen Buben haltend: „Segnen Sie ihn, Señora! Er soll gewiß täglich für Sie beten, sobald er sprechen gelernt hat. Der liebe Gott wird Sie für die Güte, die Sie mir erwiesen haben, belohnen!" — „Möge der Kleine zu deiner Freude aufwachsen, Corinna!"

sprach ich, indem ich meine Hand einen Augenblick lang auf dem Wollkopf des Kindes ruhen ließ. „Tausend Dank und Segen!" hörte ich die Negerin noch rufen, als Pai Antonio bereits mit kräftiger Ermahnung die Ochsen weitertrieb. Lange sah ich aber im schwachen Licht der Sterne noch die sich anmutig vom Himmel abhebende schwarze Silhouette der Mutter mit dem Kinde, die stehengeblieben war, um uns mit Auge und Ohr zu begleiten, — bis die wachsende Entfernung sie meinen Blicken entzog. Sie hatte wohl recht, in Sorgen um uns zu sein, weil die Fahrt, die wir eben antreten mußten, unter jeder Art von Unsicherheit zu leiden hatte, obgleich die Neger den Karren fortwährend umkreisten, um dadurch jedem Unfall vorbeugen zu können. Oft warteten sie tief im schlammigen Wasser der Pfützen, die, durch den Regen vergrößert, an manchen Stellen nicht mit unserm Gefährt zu passieren waren. Da mußte dann ein Nebenpfad gesucht oder hergestellt werden, wozu Hake und Schaufel mitgenommen waren, was viel Mühe und Zögern verursachte.

Die Luft hatte sich nach dem Gewitter abgekühlt, und da um Mitternacht der Wind von Süden her einsetzte, wurde es dann empfindlich kalt, so daß es uns fröstelte; aber bei alledem war die Lage in dem stoßenden, freischendenden, unbequemen Karren, der an Abgründen hingerissen, über Untiefen fortgeschleift, oft umzuschlagen drohte, doch noch eine sehr bevorzugte im Vergleich mit den Anstrengungen und Leiden der armen, halb nackten Neger, deren Unverdroffenheit, Gewissenhaftigkeit und Furchtlosigkeit ich lebhaft bewunderte. Trotzdem ging die Reise ungeheuer langsam. Als wir in der Stadt ankamen, fing der Tag eben an zu grauen, und die Glocken



Bei den „Bigtrees“ (kaliforn. Mammutbäumen). Abb. 4 (Phot. R. Senn).

läuteten von allen Thürmen, um den ersten Weihnachtstag anzukündigen und die Gläubigen zur Frühmette zu rufen. Unwillkürlich mußte ich an die arme Veridiana denken, die jetzt eben gewiß auf den kalten Steinfliesen im Gebet kniete und dann täglich dort knien würde, ohne doch wahren Frieden zu finden. — „Wie unendlich traurig ist es doch,“ dachte ich, „daß die Menschen das Heil immer vergeblich suchen, weil sie die einfachste Wahrheit nicht begreifen, die darin besteht, daß es kein Glück gibt, außer in der Freude, die wir andern bereiten und folglich doppelt ebenfalls genießen.“ —

Mein Gemahl, der uns bis spät erwartet, schlief noch fest an diesem Morgen, als wir zu Hause anlangten, und es dauerte eine gute Weile, bevor es uns möglich war, ihn zu wecken, damit er uns Einlaß gewährte. Im Laufe des Tages verabschiedete ich den guten Pai Antonio mit vielem Dank, nachdem er sich mit seinen Begleitern und den Tieren hatte bei Speise und Trank erholen können, und mit wirklicher Teilnahme sah ich ihm nach, bis er an der Straßenecke noch einmal seinen Hut schwenkte, und gerührt dankte ich vom Balkon aus mit dem Taschentuche, während gerade die Sonne strahlend aus den Wolken hervorbrach, um — wie ich still sagte — „über Gerechtigkeit und Ungerechte zu scheinen“.

Darauf zog ich mich in mein Zimmer zurück, das mir heute mehr als bisher vertraut und heimatlich angenehm erschien, und erst spät am Nachmittage erwachte ich. Lange mußte ich mich besinnen, um zu erkennen, daß die Ergebnisse des vorigen Tages in der That kein Traum seien. Die Fortsetzung, die ich später erfuhr, da der Pai Antonio mich oft besuchte, um mir Bericht zu erstatten, mußte deren Wirklichkeit nur zu sehr beweisen. Meine Teilnahme für sein und der Seinigen Geschick hatte mir für immer sein Herz gewonnen, und was mußte der arme Kerl nicht leiden, als seine Corinna samt ihrem Kinde wirklich von den Vertretern der Donna Veridiana als deren Eigentum beansprucht und durch einen Prozeß erstritten wurde! Dies bedeutete näm-

lich, daß sie von dem Senhor Gabrielo fort an eine andere Herrschaft verkauft wurden, und daß der Gatte und Vater sie beide dann nur selten noch sehen durfte, weil er natürlich immer nur schwer zu einer solchen Reise Urlaub erhalten konnte, und dies war um so weniger leicht möglich, seit der Senhor Gabrielo infolge der vielen Verluste, die er durch die Herausgabe des Vermögens seiner Tochter und besonders wegen des Prozesses, den er deshalb geführt hatte und verlor, in seinen Verhältnissen sehr geschädigt war und dann stets tiefer in pekuniäre Verlegenheiten geriet. Zuletzt mußte sogar die schöne Fazenda Ribada verkauft werden, und die fast verarmte Familie, deren Stadtwohnung vorher schon aufgegeben war, mußte im entferntesten Waldgebiet, wo sie noch etwas unbebautes Land und eine dazu gehörige Viehzucht besaß, Zuflucht suchen. Inzwischen hatte aber die Donna Veridiana nicht lange den Nonnenschleier getragen, als sie unter dem Namen „Schwester Beate“, den man ihr seitdem beigelegt hatte, ins Grab sank, und obgleich sie schon ohnehin tot für die Welt gewesen war, erschütterte die Kunde ihres frühen Hinscheidens ihren Vater doch so sehr, daß er ebenfalls bald darauf starb. Und so kam es, daß der Pai Antonio nicht mit in das Waldgebirge genommen wurde, wie es Senhor Gabrielo wahrscheinlich gethan hätte. Die Familie erachtete ihn schon für zu alt und nicht mehr kräftig genug, um ihr dort recht von Nutzen sein zu können. Sie zog es deshalb vor, ihn zu verkaufen, womit er zufrieden genug war, weil er nun nicht einen so schweren Dienst als zuvor, statt dessen aber Hausarbeiten zu leisten haben sollte, und weil er dadurch wieder in Corinnas Nähe gelangte, die er nun nebst dem Kinde zuweilen würde sehen können, wie er hoffte . . .

Dergleichen Schicksale waren in Brasilien häufig genug, da sie durch die herrschenden Zustände bedingt wurden, die freilich ebenso Menschenwerk sind, wie sie zugleich auch wiederum über das Los vieler Einzelner entscheiden.

Ein Besuch bei den Bigtrees.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Die Pracht einer kalifornischen Mondnacht uns zu Nutzen machend brechen wir eines Abends auf, um uns von der hier im Land viel gerühmten Großartigkeit der ältesten Lebewesen der Welt, der riesigen Mammutbäume, zu überzeugen und den werten Mitlesern der „Schweiz“ an Hand einiger Aufnahmen einen annähernden Begriff zu geben von der imponierenden Größe einiger dieser Bäume.

Von Angels Camp, dem reichsten Goldminenplatz Kaliforniens mit etwa 3000 Einwohnern, im Gebirge der Sierra Nevada gelegen, kamen wir nach zweistündigem Ritt aufwärts in das Dunkel der großen Zedern- und Fichtenwäldungen, um bei Tagesanbruch unser Ziel zu erreichen und uns in dem dortigen bescheidenen Hotel ein wenig zu stärken. Hohe Ansprüche konnte man sich um diese Jahreszeit, Mitte Oktober, nicht mehr erlauben, weil, wie uns die Leute sagten, die nach Tausenden zählenden Viehherden schon ins Thal hinuntergetrieben worden waren; deshalb mußten wir denn auch unsern Kaffee schwarz trinken. Darauf wurde wieder aufgebroschen zur Besichtigung der sogenannten „Bigtrees“. Gleich in der Nähe des Hotels fällt uns ein sonderbares Haus auf, das als Tanzpavillon zum Hotel dient (Abb. 1). Es ist erstellt auf dem abgeschnittenen Baumstumpf eines Bigtrees und mißt im Innern 29 Fuß im Durchmesser. Den Fenstern entlang sind Bänke angebracht, und der freie Raum bietet reichlich Platz für sechzehn Tänzerpaare. Das danebenliegende Stüd mißt ohne Rinde 25 Fuß im Durchmesser. Daneben wieder liegt der übrige Stamm, über 300 Fuß lang, auf dem im Jahre 1853 ein Restaurant stand. Um diesen Baum zu fällen, waren fünf Mann vier Wochen hindurch beschäftigt, indem sie mit langen Bohrern von allen Seiten solange bohrten, bis er ins Wanken kam; sein Fall wird einem Erdbeben gleich geschildert.

Im Weitergehen kommen wir zu einem noch lebenden Baum

(Abb. 2), durch den die Straße für Fuhrwerke geführt worden ist. Er ist 350 Fuß hoch und mißt 30 Fuß im Durchmesser.

Abb. 3 zeigt den größten Baum des Waldes, der benannt ist „The Father of the Forest“, aber leider zur Hälfte im Erdboden versunken steckt. Die ganze Länge dieses Riesen beträgt 450 Fuß bei einem Durchmesser von 40 Fuß; weil im Innern ausgebrannt, kann er bis auf etwa 150 Fuß begangen werden. Zweihundert Fuß von der Wurzel weg können sich noch vier Mann im Innern frei nebeneinander bewegen. Einzelne Äste messen über vier Fuß im Durchmesser. Das Gegenstück zu diesem Riesen ist „The Mother of the Forest“, der größte stehende, aber tote Baum, dessen Rinde bis auf etwa fünfzig Meter Höhe losgeschält wurde, um an der Pariser Weltausstellung bewundert zu werden.

Abb. 4 stellt eine Gruppe von „Bigtrees“ dar, deren Alter schwankt zwischen 2 bis 4000 Jahren. Neben ihnen nehmen sich die oft 8 bis 12 Fuß im Durchmesser messenden und bis zu 250 Fuß hohen Zedern und Fichten recht unscheinbar aus. Auf einem im Verhältnis kleinen Platz stehen zehn Bäume mit 30 Fuß im Durchmesser und über siebenzig von 15 bis 30 Fuß Durchmesser und hunderte kleinere.

Von der riesigen Holzmasse an einem solchen Baum macht man sich einen ungefähren Begriff, wenn man eine kleine Fußwanderung von 30 bis 40 Schritten um den Stamm gemacht hat und außerdem die riesige Höhe in Betracht zieht.

Das Holz zählt zum besten Fichtenholz, und ein solcher Baum wird mit 120 bis 140,000 Dollars bezahlt. Höher im Gebirge ist vor einigen Wochen ein allein stehender Baum entdeckt worden, der 52 Fuß, d. h. ungefähr sechzehn Meter im Durchmesser hat und besonders darthun kann, daß Kalifornien auch in dieser Beziehung ist, was es von jeher war, das Land des übermäßigen und unerschöpflichen Reichthums.